

# Der Ring.

Kriminal-Roman von D. Elster.

(7. Fortsetzung.)

„Gott! Die österreichische Gendarmerie sowohl wie die preussische brühen in Friedriehshof. Außerdem muß an das kaiserliche Bezirksgericht und an das königliche preussische Amtsgericht Meldung erstattet werden. Wie man mir mitteilt, hat Marie Brandt von hier aus die Strafe verfolgt, die in das Böhmisches hinein führt.“

„Dann werden sie unsere Gendarmen schon auffinden — verlassen Sie sich darauf!“

Die Abreiseleitung erstattete darauf die notwendigen Meldungen und nach kurzer Zeit gingen telegraphische Berichte nach allen benachbarten Gendarmerie-Posten ab und die Gendarmen diesseits und jenseits der Grenze machten sich auf die Suche nach der Verschwindenen.

Der Amtsgerichtsrath hatte eine Belohnung auf das Auffinden der Entflohenen ausgesetzt. Dann lebte er traurig und niedergeschlagen mit Ferdinand nach dem Gasthaus zurück.

„Wenn sie doch nur mehr Vertrauen zu mir gehabt hätte,“ murmelte er. „Doch nein,“ sagte er dann rasch hinzu, „ich muß mich selbst anklagen. Ich hatte kein richtiges Vertrauen mehr zu ihr, nachdem Sie, Herr Grotter, bei mir gewesen waren. Wenn ich geblieben wäre, wenn ich sie erwartet hätte, mit ihr gesprochen hätte, sie würde mir Alles gesagt haben, und ich hätte ihr rathen und helfen können. Aber in einem Augenblick des Mißtrauens habe ich sie verlassen und sie dadurch der Verzweiflung preisgegeben. Sie sah, daß ich an ihr zweifelte und das hat sie zu dem unglücklichen Schritt beunruhigt. Ich trage die Schuld — ich allein!“

So sagte sich der brave Mann selbst an und war auch nicht durch die Zusprache Ferdinands zu beruhigen.

„Durch Mißtrauen,“ fuhr er fort, den Kopf schüttelnd zurück, „gesteht das meine Unheil auf der Welt. Mißtrauen und mangelnde Aufmerksamkeit sind die Grundübel... Sie leisten gleich häßlichen Tadeln die Menschen auf falsche Wege und wenn wir in Sumpf und Moder, Sünde und Verbrechen steden, dann lassen sie uns höhnisch lachend im Stich. Oh ich Thor, ich armer Thor!“

Er setzte sich an eines der Fenster in der Gaststube nieder, stützte den Kopf in die Hand und schaute traurig vor sich hin.

Der Wirth überreichte Ferdinand einige heute Morgen eingetroffene Briefe. Mechanisch öffnete Ferdinand sie und überflog ihren gleichgültigen Inhalt. Nur ein Brief erregte seine Aufmerksamkeit. Derselbe lautete:

„Geehrter Herr Grotter! Hierdurch erlaube ich Sie höflich, sobald wie möglich nach Berlin zu kommen und bei mir vorzusprechen, da ich Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen habe, welche ich dem Papier nicht anvertrauen mag, da ich nicht weiß, ob mein Brief Sie erreicht. Die Mittheilung betrifft den Tod Ihres Bruders.“

Ihr ergebener Berner

Justizrath und königlicher Notar. Lesen Sie das, Herr Amtsgerichtsrath,“ sagte Ferdinand, jenem den Brief gebend.

„Ach, eine geschäftliche Angelegenheit.“

„Ich glaube kaum. Ich vermute fast, daß der Justizrath über den räthselhaften Tod meines Bruders neue Entdeckungen gemacht hat. Geschäftliche Angelegenheiten erledigt sonst kein Bureauvorsteher. Mit ihnen befaßt sich der Justizrath nicht.“

„Das ist wahr. Der Justizrath hat nur für schwierige und pilante Fälle Interesse.“

„Was rathen Sie mir also?“

„Fahren Sie nach Berlin.“

„Gut. Ich werde den Justizrath aufsuchen. Aber dazu ist es morgen auch noch früh genua. Ich werde heute den Erfolg der Ermittlungen nach dem Verbleib Bertha Willbrandt's abwarten.“

Der Tag verging. Gegen Abend ließen die Meldungen der verschiedenen Gendarmeriestationen ein. Man hatte die Verschwindene nicht gefunden. Am Tage vorher hatte man sie wohl auf der Landstraße bemerkt, aber nicht weiter auf sie geachtet. Sie mußte hier in das Land hineingekommen sein, oder von irgend einer Station die Eisenbahn benutzt haben. Man hatte vorläufig ihre Spur verloren und mußte abwarten, ob nicht die entfernteren Gendarmerie-Posten günstigere Meldungen einbrächten.

Der Amtsgerichtsrath war frohlos. „Ich glaube,“ sagte Ferdinand, „daß aus allen diesen Meldungen wenigstens die Sicherheit hervorgeht, daß sie keinen Selbstmordversuch verübt und verüben will. Wozu brauchte sie sich sonst so weit zu entfernen?“

Sie können Recht haben. Aber weshalb nahm sie das Gift mit?“

„Namen recht — es ist noch nichts bewiesen, und wir wollen das Vertrauen nicht verlieren. Fahren Sie nach Berlin und geben Sie mir Nachricht, was der Justizrath Ihnen mitzutheilen hat. Ich bleibe hier, um mich des armen verlassen Kindes anzunehmen.“

„Sie gestatten mir wohl, daß auch ich für das Kind meines Bruders sorgen darf?“

„Nein, mein, das bleibt meine Sache!“

Der alte Herr schüttelte Ferdinand lebhaft die Hand und eilte dann fort nach dem kleinen Hause, das so lange ein Ort des Friedens und des stillen Glücks für ihn gewesen war.

## 13. Kapitel.

Still und friedlich waren die Jahre an dem Pfarrhause von Wendessen vorübergezogen; still und friedlich, doch auch nicht ohne Sorge und Kummer. Auch in das stille Leben des Pfarrhauses hatte das Geheimniß der Mordthat seine dunklen Schatten geworfen, und wenn die Erinnerung an diese in der Luftenwelt auch mehr und mehr in Vergessenheit gerathen war, Rätthe Bollmar, des Pfarrers älteste Tochter, bewachte sie treu im Gedächtniß, hatten doch die Folgen dieser That ihre schönsten Hoffnungen vernichtet, und rannte sich doch diese Erinnerung gleich einer häßlichen Schmaroherpflanze erstickend und erdrückend um die Blume ihrer Liebe.

Nach war diese Blume nicht erblüht! Wenn auch ihre Blätter und Blüten erwelkten, so wurzelte sie doch zu tief in dem Erdbreich ihres Herzens, als daß sie nicht stets von Neuem selbst unter dem überwuchernden Gerank Knospen und Blüten treiben sollten. Aber wie lange würde es dauern, dann war die Kraft dieses Erdbreichs erschöpft, denn das Gerank der Schmaroherpflanze ließ keinen freundlichen, erwärmenden, neu befruchtenden und neues Leben erweckenden Sonnenstrahl auf den Boden fallen. Auch die Wurzeln der Blumen würden vertrocknen, verwelken, hinsterben, wie die Blätter und Blüten. Schon trankte die Blume! — Man sah es den müden Augen, den blassen Wangen, dem traurigen Lächeln Rätthe an.

Sie hatte sich heimliche Vorwürfe gemacht, daß sie ihre Unterredung mit Bertha Willbrandt am Grabe Franz Grotter's verschwiegen; endlich entdeckte sie sich ihrem Vater. Dieser theilte den Inhalt der Unterredung dem Justizrath Berner mit, doch dieser erwiderte, daß die Thatfachen schon bekannt seien, daß sie jedoch keinen Anhalt zur Wiederaufnahme der Prozesse böten, und daß im Uebrigen Ferdinand Grotter keine weitere Erforschung in dieser Angelegenheit wünsche.

Damit war für den Pfarrer die Sache erledigt und er gab auch seiner Tochter den Rath, nicht mehr daran zu denken, da ja auch Ferdinand Grotter nichts mehr von sich hören ließ.

Aber das war leichter gesagt, als gethan! Rätthe arbeitslos Tag und Nacht über das dunkle Geheimniß nach und wenn sie auch mit der ganzen Kraft eines liebenden Herzens gegen das aufkeimende Mißtrauen dem Gestehten gegenüber ankämpfte, so kamen die unheimlichen Gedanken doch stets wieder und verdrängten ihre Pflicht, so gut sie es vermochte, und suchte in anstrengender Arbeit zu vergessen.

Besonders lieb war ihr die Arbeit in dem Garten geworden. Hier zwischen den Blumen- und Gemüsesbeeten konnte sie ungenirt ihren Gedanken nachhängen. Frühmorgens schon stand sie auf und begab sich in den Garten. Der helle Sonnenschein, die zitternden Vögel, der feine Duft der Blumen, die aufsteigenden Schmetterlinge und summennden Bienen waren ihre Freunde und Vertrauten geworden; sie trösteten sie und sie lenkten ihre trüben Gedanken von dem einen Gegenstande ab, der stets und ständig ihre Seele erfüllte.

So war sie auch an dem heutigen Spätmorgensmorgen wieder in dem Garten beschäftigt. Es war so feierlich still, wie an einem Sonntag; sein Ton war vernehmbar, die Leute im Dorfe waren fast alle auf den Feldern beschäftigt; nur einige Kinder spielten auf der Dorfstraße und ein altes Weibchen hinkte mit einem Kruche zum Brunnen unter der breitläufigen Dorfstraße.

Da tauchte am Ende der Dorfstraße eine hohe dunkle Frauengestalt auf und schritt hastig die Straße entlang. Ein dunkler Mantel umhüllte die Gestalt, ein schwarzes Tuch das Haupt. Ein todtenblaßes, erschöpftes Gesicht sah unter dem überhängenden Tuch gespenstlich hervor. In der Hand trug die Frau ein kleines Bündel und einen herben Stod, auf den sie sich beim Gehen stützte.

Die Kinder auf der Straße wichen ihr scheu aus. Dann rief ein naseweises Büßchen: „Gudt, da ist eine Rieumerische!“ und die Kinder schrien und lachten auf, nach allen Seiten auseinander fliehend.

Ueber das blaße Gesicht der Frau stift ein kühleres Räscheln. Ohne sich umzuwenden schritt sie weiter, sich

schwer auf den Stod stützend, als habe sie Mühe sich aufrecht zu halten.

Das Gesicht der Kinder veranlaßte Rätthe von ihrer Arbeit aufzusehen. Sie erblickte die Gestalt der fremden Frau und sah ihr in gleichgültiger Neugier nach.

Doch plötzlich schrat sie zusammen. Eine Unruhe überkam sie, und sie eilte zur Gartenpforte, von der aus sie die Straße besser übersehen konnte.

Die hohe dunkle Gestalt der fremden Frau erschien ihr bekannt. Sie hatte diese schon gesehen.

Jetzt lenkte die Fremde von der großen Straße ab und bog in den Fußweg ein, der zu der Kirche führte. Einen Augenblick stand sie an der Kirchthof's-Pforte still, dann öffnete sie diese und trat in den Friedhof, wie ein Schatten zwischen den Gräbern weiterzuehoben.

Ein leichter Schrei entrang sich den Lippen Rätthe's. Rasch entschlossen öffnete sie die Gartenthür und eilte nach dem Friedhof, in dem die Fremde verschwunden war.

In fieberhafter Erregung durchschritt sie die Reihen der Gräber — Schreden, Freude, Hoffnung und Angst durchfluteten in kümmerlichen Wogen ihre Seele. Jetzt endlich sollte sich das Geheimniß ihr offenbaren! Jetzt endlich sollte ihre Seele von dem jahrelangen Druß befreit werden!

Da — da war das Grab des armen Franz Grotter! Und da — da stand an dem schwarzen Marmorreue, die damals an jenem Unglückstage, die dunkle Frauengestalt, die Arme um das Kreuz geschlungen, das Haupt auf den Stein niedergelagert.

Der dunkle Mantel war ihr halb von der Schulter gefallen, Wandenstab und das kleine Bündel lagen neben ihr auf der Erde.

Rätthe hatte sich nicht getraut, es war Bertha Willbrandt, welche dort am Grabe des Ermordeten stand!

Einen Augenblick rang Rätthe nach Luft. Das Blut pulste ihr stürmisch durch die Adern und stieg ihr glühend heiß in die Stirn. Aber sie zwang ihre Erregung nieder und trat mit festem Entschluß und in ruhiger Haltung auf die Gebeute zu.

„Sind Sie es wirklich, Bertha Willbrandt?“ fragte sie mit bebender Stimme.

Ohne Ueberraschung zu zeigen, ohne Haß oder Schreden, richtete sich die Frau am Grabe empor und blickte Rätthe mit ruhigen, traurigen Augen an.

„Ja, es war Bertha Willbrandt! Aber wie hatte sie sich verändert! Nicht mehr ein trotziges, wildes Antlitz, ein finstler drohendes Auge starrte Rätthe entgegen, sondern ein todtenblaßes, todtrauriges, kummervolles Gesicht und ein armergeschicktes Auge! und die Gestalt zeigte nicht mehr die stolze, trotzig Haltung, sondern schien sich nur noch mit Mühe aufrecht zu erhalten.“

Ein armes, elendes, bis zum Tode erschöpftes Weib, so stand Bertha Willbrandt vor ihr.

„Bertha Willbrandt — ja, ich bin es,“ entgegnete sie mit erschütterter Stimme. „Und Sie, Rätthe Bollmar, kommen auch noch hierher zu seinem Grabe? — Aber weshalb pflegen Sie es nicht mehr? Es sieht weiß und ungepflegt aus... damals brachten Sie blühende Blumen... aber, Sie haben ihn wohl schon lange um eines andern willen vergessen.“

„Bertha“... unterbrach sie Rätthe. „Nicht mehr dieser unselbige Jertzum! Ich danke Gott, daß er Sie zurückgeführt hat, damit ich mich von dem Verdachte reinigen kann, daß ich Ihnen die Liebe dieses Mannes, der da im Grabe ruht, geraubt. So wahr ein Gott im Himmel lebt, ich habe diesen Mann nie geliebt... es sei denn als Schwelger und weil er der Bruder Ferdinand Grotter's war.“

„In den Augen Bertha's leuchtete es auf. Sie nickte einige Male mit dem Kopfe.“

„Also das war es?“ fragte sie dann. „Sie liebten nicht ihn, sondern Ferdinand Grotter... und dieser? Liebte er Sie nicht wieder?“

„Ich weiß es nicht... ich glaube, ich hoffte es. Aber Ferdinand Grotter verließ mich kurz nach Ihnen Wendessen und ist nicht wieder zurückgekehrt.“

„Er wird zurückkehren — glauben Sie mir. Nur noch eine kurze Zeit und er kehrt zurück.“

„Ja — wenn Sie das unselbige Geheimniß der Mordthat aufklären!“

„Wenn ich es könnte, ich würde es schon längst gethan haben.“

„Sie kennen den Mörder nicht?“

„Ich kenne ihn nicht, sonst wäre Alles out,“ sagte Bertha traurig.

„Wissen Sie, daß man Sie selbst für die Mörderin hält?“

„Ich weiß es und kann nichts dagegen thun.“

„Ich bereue Sie nicht! Weshalb verbergen Sie sich denn? Was treibt Sie jetzt nach drei Jahren hierher zurück? Was wollen Sie hier an diesem Grabe?“

Da sah Bertha das Mädchen mit einem Blick von solch unglücklicher Traurigkeit an, daß Rätthe erschreckt zurückbelebte.

„Was ich hier will?“ entsetzte sie. „O nicht viel — nur sterben.“

„Schon mancher wünschte zu sterben und lebte.“

„Ja, der Tod ist unbarmherzig, auch gegen die, welche ihn herbeisehnen.“

„Weshalb sehen Sie den Tod herbei, wenn Sie schuldlos?“

„Wer sagt Ihnen, daß ich schuldlos?“

„Sie selbst behaupten es.“

„Ach ja — Sie haben recht! Schuldlos und doch schuldig.“

„Ich verfluche Sie nicht mehr.“

„Ich glaube es wohl,“ sagte Bertha lächelnd und kauerte sich auf dem Grabe nieder.

„Wollen Sie sich nicht näher erklären?“

„Wozu?“

„Um endlich das Geheimniß des Todes Franz Grotter's zu enthüllen, das uns alle unglücklich gemacht.“

„Auch Sie? — Ach ja — Sie sagten mir ja, daß sie Ferdinand Grotter geliebt... nun, ich habe diesen hier geliebt, der hier ruht... wir sind beide unglücklich — aber Sie werden noch glücklich werden — ich kann nur noch sterben.“

„Aber so sagen Sie doch...!“

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich das Geheimniß nicht kenne.“

„Aber Sie kennen den Zusammenhanga. Einst sagten Sie mir: um Ihr retzwillen mußte er sterben... Sie wissen daher, wie er starb.“

„Das weiß ich. Er wurde im Wald erschossen... an der Stelle, wohin ich ihn bestellt hatte zu einer Unterredung.“

„Sie wissen mehr! Ich lasse Sie nicht mehr fort. Endlich müssen Sie sich erklären! Wissen Sie nicht, wie schwer der Fluch dieses Geheimnisses auf Ferdinand Grotter lastet?“

„Lasset er nicht viel schwerer auf mir selbst? Er hat mich die Jahre hindurch verfolgt und jetzt hat er mich von der Seite des Friedens, des Glückes, von der Seite des Mannes, den ich wie meinen Vater liebe, von der Seite meines Kindes fortgetrieben bis zu diesem Grabe. Hier aber ist das Ende — hier will ich sterben.“

Sie verhielte das Haupt in den Mantel und sank tief in sich zusammen.

„Sie sind verheiratet?“ fragte Rätthe.

„Sie besitzen ein Kind und wollen doch sterben?“

„Verheiratet bin ich nicht — mein Kind ist der Sohn des Todten hier.“

„Ah — ist es möglich! — Nun alauhe ich Ihnen, daß Sie nicht eine Mörderin sind... nun bereue ich Ihren Schmerz, Ihre Verzweiflung, Ihren Jorn gegen die vermeintliche Nebenbuhlerin. Auf's Innigste bemitleide ich Sie... kommen Sie, Bertha, gehen Sie mit mir — Sie haben Schweres erduldet, Sie tragen am Schmerfen von uns an diesem Tode, kommen Sie mit mir zu meinem Vater. Ihm können Sie Ihr Herz ausschütten — er wird sie verstehen und trösten. Und dann lassen Sie uns gemeinsam nach dem Geheimniß forschen.“

Bertha schüttelte das Haupt.

„Ich gebe nicht mehr von hier fort,“ sagte sie. „Aber jetzt, wo ich dem Tode nahe wäre, es ein Verbrechen, wollte ich meine Schuld mit in das Grab nehmen, ohne ein Geständniß abgelegt zu haben. Lassen Sie uns auf der Bank dort Platz nehmen. Ich will Ihnen Alles sagen.“

Sie setzten sich auf die Bank, und mit gespannter Aufmerksamkeit lautete Rätthe den Worten Bertha's.

„Ja, wir liebten uns,“ hub diese leise an. „Seine Worte, Verprechungen, Schwüre gehörten mein leidenschaftliches, nach Liebe sich sehndes einmüthes Herz, ich glaube ihm. Er wollte mich zum Altar führen, so schnell er mir. Aber die Zeit verging, er erfüllte seinen Schwur nicht — auch nicht, als ich ihn beschwor, mich vor Schmach und Schande zu retten. Eine andere Liebe hatte von seinem flatterhaften Herzen damals Besitz genommen... die Liebe zu Ihnen. Er sagte mir auch mit spöttlicher Offenheit, daß er mich nicht heirathen könne, er wollte Sie heirathen... und ich schwor ihm Rache. Noch einmal aber bat ich ihn um eine Unterredung; er schlug mir tödtlich sein Zimmer zum Zweck dieser Unterredung vor, ich weigerte mich und bat ihn, mich im Wald zu erwarten. Er versprach es. In der Nacht ging ich zur verabredeten Stelle; ich benutzte den Ausgang durch sein Zimmer über die Veranda... als ich durch den Park schritt, hörte ich rasch hinter einander zwei Schüsse fallen, ich eilte vorwärts, eine bange Ahnung hatte mich nicht betrogen, als ich an der verabredeten Stelle ankam, fand ich ihn tot in seinem Blute liegen. Ich selbst habe ihn in den Tod getrieben... durch meine Bitte, mich im Walde zu erwarten.“

„Und Sie sahen Niemanden...?“

„Ich hörte einen eilenden Schritt durch den Wald davon fliehen — das war Alles! Ich warf mich neben dem Erschossenen nieder, ich suchte nach einem Lebenszeichen — vergebens: Er war tot... Wie lange ich halb besinnungslos neben ihm gektmet, ich weiß es nicht. Doch plötzlich schoß mir der Gedanke durch den Kopf; wenn man Dich hier findet, wirst Du als Mörderin gelten. Du hast ihn an diese Stelle in den Wald bestellt, Du hast ihm Liebesverhältniß mit ihm, Du hast ihm Rache geschworen, weil er Dich verlassen — die Briefe, welche er von Dir befiel, beweisen es! Du wirst in den Augen aller Menschen seine Mörderin sein! Du wirst vor Aller Augen mit Schmach und Schande als eine verbrecherische Geliebte dastehen. Eine namenlose Angst erariff mich. Ich wollte nicht die Schmach und das

Verbrechen zugleich auf mich nehmen. Ich eilte in das Haus zurück auf demselben Wege, den ich gekommen. Niemand hatte mich bemerkt. Noch konnte ich auch meine Schmach vor den Augen der Welt verbergen. Ich entwarf meinen Plan. Ich wußte, wo er seine Briefe aufbewahrte, ich nahm die meinigten, nebst alle den kleinen Andenken verbrannte ich seine und meine Briefe in meinem Ofen. Nur diesen kleinen Ring behielt ich, den er mir in der Zeit unserer ersten Liebe geschenkt. Und doch sollte dieser Ring zum Verräther werden! Ich hatte ganz vergessen, daß auch er den gleichen Ring besaß — er hatte die Ringe für uns anfertigen lassen. Dieser Ring fiel seinem Bruder in die Hand — diesen Ring sandte er mir vor einigen Tagen in mein Asyl des Friedens zum Zeichen, daß er Alles wisse... und ich erkannte, daß ich verloren, und entfloß, um in der Einsamkeit zu sterben... als ich schon das Gift um meine Lippen führte, schauderte ich zurück — ich floh weiter und weiter. Der Gedanke an dieses Grab verfolgte mich, ich wanderte Tag und Nacht, um hier zu sterben — auf seinem Grabe.“

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und blieb regungslos sitzen.

„Sie haben die Wahrheit gesprochen, Bertha Willbrandt?“ fragte Rätthe mit bebender Stimme.

Da fuhr sie empor.

„Bei dem Leben meines Kindes, das ich vor der Schmach seiner Mutter wahren wollte, ich sprach die Wahrheit! — Aber sehen Sie,“ fuhr sie mit bitterem Lächeln fort, „nicht einmal Sie glauben mir, wie sollten da die anderen Menschen mir glauben?“

„Nein,“ rief Rätthe aus, „ich glaube Ihnen! Und die Anderen sollen und werden Ihnen auch glauben, haben Sie nur den Muth, die Wahrheit zu sagen!“

„Es ist zu spät...“

„Es ist niemals zu spät, außer wir stehen schon vor Gottes Richterturon...“

„Binnen kurzer Zeit werde ich vor seinem Throne stehen, und er wird nur barmherzig sein.“

Sie sind erschöpft, ermattet von der langen Wanderung, in unserem Hause werden Sie sich erholen.“

„Nein... nein... ich danke Ihnen... es ist vorbei... ich sterbe... ich habe Gift...“

Sie vollendete die Rede nicht, sondern sank zurück, während eine fable Todtenblässe ihr Gesicht überzog und ein frampfhafter Schauer durch ihre Glieder riefelte.

„Bertha... um des Himmelswillen! — Nein, nein, Sie dürfen nicht sterben...“

Sie schlang die Arme um Bertha's Körper und versuchte sie aufzurichten. Bertha schlug noch einmal die Augen auf. „Dant! — tausend Dant,“ flüsterten ihre Lippen, dann schloß sie die Augen und sank schwer und leblos in die Arme Rätthe's zurück.

Rätthe sah diese sich um. Da gewachte sie den Kirchendiener und den Todtenräuber, welche soeben den Friedhof betreten. Sie rief die Männer herbei, erklärte ihnen mit kurzen, raschen Worten, was geschehen, und bat sie, die Leblose in das Pfarrhaus zu tragen.

Die Männer gehorchten ihr gern und so trugen sie die Bewußtlose und nur zuweilen heftig und frampfhaft Erschauende zu dem Pfarrhause, während Rätthe zum Arzt eilte, um Hilfe herbeizuholen.

## 14. Kapitel.

„Sie sehen lächelt aus, mein verehrter Herr Grotter! Wo haben Sie sich denn so lange umhergetrieben?“

Mit diesen Worten reichte der Justizrath Berner Ferdinand die Hand und führte ihn in sein Privatkomptoir, um nicht durch andere Beluche geküßt zu werden. Das Komptoir sah eigentlich gar nicht geschäftsmäßig aus. Justizrath Berner liebte es, seine ausschweifenden und phantasievollen Vertheibungsreden in einer schönen, anregenden Umgebung auszusprechen; deshalb lag man hier an den Wänden prächtige Gemälde und auf den Tischen künstlerisch schöne Statuetten und Büsten. Den Schritt dämpfte ein weicher Samt- oder Teppich, elektrische Flammen, in künstlichen Blumenranken verborgen, erhellen das Zimmer, dessen Luft mit einem feinen Parfüm geschwängert war. Nur der große, aber elegante Schreibtisch erinnerte an den Beruf des berühmten Vertheibers, denn dort lagen ganze Stöße von Akten aufgehäuft.

„Sagen Sie sich in diesen Sessel, lieber Freund,“ lud der Justizrath Ferdinand ein. „Also Sie haben meinen Brief erhalten. Wo hat er Sie denn erreicht, Sie Globetrotter?“

„In einem kleinen Dorfe des Riesengebietes...“

„Brrr — da möchte ich nicht begraben sein! Diese kleinen sogenannten anspruchlosen Bade- und Luftkurorte sind mir ein Grauel. Aber das ist Geschmacksache. Beilich haben Sie sich scheinbar nicht zu mir zu kommen.“

„Ich erhielt Ihren Brief vor fünf Tagen.“

„Und was hielt Sie so lange noch fest in jenem gräßlichen Neste?“

„Ein wunderbares Ereigniß. Denken Sie sich, ich fand dort meine frühere Wirthschafterin Bertha Willbrandt als Fabrikarbeiterin wieder.“

„Er der Laufden, das ist ja interessant! Nun, Sie haben sie natürlich festgehalten.“

„Ich machte den Versuch, aber sie entfloß und ist bis jetzt nicht aufzufinden. Man fürchtet sogar, sie habe sich vergiftet.“

„Um — welchen Grund hatte sie dazu?“

„Sie wissen ja, Herr Justizrath, welcher Verdacht auf ihr ruht.“

„Ja, aber der Verdacht ist falsch, total falsch, lieber Freund! Wir waren da auf einer verflucht falschen Fährte.“

„Also hat der Amtsgerichtsrath doch recht?“

„Der Amtsgerichtsrath Bernede, welcher sich der Unglücklichen und ihres Kindes angenommen hatte.“

„Ah, steht der dahinter! Das sieht dem Menschenfreund ähnlich. Aber Sie sprechen von einem Kinde?“

„Ja — dem Kinde meines Bruders und Bertha Willbrandt's.“

„Also doch! — Na, das konnte man sich ja denken. Aber, lieber Herr Grotter, wenn Sie wissen wollen, wo sich Bertha Willbrandt jetzt befindet, so lesen Sie diese Depesche, welche ich heute Morgen empfang.“

Damit reichte der Justizrath Ferdinand eine Depesche, welche lautete: „Justizrath Berner, Berlin. Bitte Herrn Grotter benachrichtigen, daß sich Bertha Willbrandt schwer erkrankt bei mir befindet. Unterredung dringend nöthig. Wichtige Mittheilungen. Pfarrer Bollmar.“

Erstaunt blickte Ferdinand auf.

„Wie kommt Bertha nach Wendessen?“

„Na, das weiß ich auch nicht. Aber vorläufig interessiert uns das Schicksal Bertha Willbrandt's weniger, als das Leben und Sterben eines Mannes, zu dem ich Sie jetzt führen muß.“

„Wer ist der Mann?“

„Der Herr Leutnant a. D. Walbert Ritter von Kaminski.“

„Alle Wetter. Aber ich kenne keinen Herrn dieses Namens!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein excentrischer Gelehrter.

An das kürzlich in andere Hände übergegangene Cavenbich'sche Haus bei Clapham Common, jahresentlang das Heim von Henry Cavenbich, schreibt die „London News“, knüpfen sich Erinnerungen an den großen Naturphilosophen, der unter seinem Dach, die Welt wag, indem er die Dichtigkeit der Erde bestimmte, der zuerst die atmosphärische Luft und das Wasser analysirte und die Eigenschaften des Wasserstoffes fand. Cavenbich, der dritte Sohn des zweiten Herzogs von Devonshire war so excentrisch wie nur ein Mann sein konnte, der von ebenso großer Gelehrsamkeit wie von allem Adel war. Von seinem riesigen Vermögen gab er fast nichts aus, sondern lebte still und einfach in seinem Hause; Frauen gegenüber zeigte er eine solche Schüchternheit, daß er selbst seine weiblichen Diensthöten nie ansprach, sondern beispielsweise seine Maßregeln täglich in einem Briefe bestellte, den er auf den Tisch im Flur legte. — Kein Fremder kam je in sein Haus. Lord Brougham, der ihn bei einer der wenigen Gelegenheiten traf, die ihn in Gesellschaft führten, erklärte, daß vielleicht kein Mann, der achtzig Jahre alt wurde, in seinem ganzen Leben weniger gesprochen hätte. Eine seiner besonderen Eigenheiten war die, daß er niemals ein Buch aus seiner Bibliothek nahm, ohne eine Bescheinigung darüber an dessen Stelle zu legen. Er war nur ein einziges Mal in seinem Leben krank und diese Krankheit war auch seine letzte, an der er starb; sein auf 1,175,000 Pfund angewachsenes Vermögen fiel an den Großvater des jetzigen Herzogs von Devonshire.

Es war so wunderschön... Aus einem Schuttsack, dem die Großmama

Die Bettel aufhob, die der Enkel schrieb, fiel mir's entgegen, freif und groß gemalt.

Ein Dreieck, das uns Ferienparadies, In meines Lebens erstes, ich geland. Die Heimkehr meldend: „Liebe Großmama!“

Es war so wunderbar; nu is' vorbei! Das klang so drollig — trüb, und wie der Zeit.

Trüb-drollig, klang der stammelnde Seemon. Mir aber fiel auf's Gerste, hart und schwer

Der Kinderpruch. — Was auch an Röstliden Das Leben gab; stets hängt als arger Schluß

Mein Bubensenzlein sich hinten an. „Es war so wunderbar; nu is' vorbei!“

Welmüthig lächelnd falter' ich das Blatt Zusammen, leg' es in das Buch zurück Und sah noch lange still... Und leise allit

Vorüber mir ein halbes Frauenbild; Das winkte süßen Augs mir zu — und schwand... Und schmerzlich stammel' ich wie einß das Kinderwort: „Es war so wunderbar; nu is' vorbei!“

Schweinigel und Schneineth.

Folgende niedliche Geschichte wird aus Thüringen berichtet: Vor dem Schöffengericht in Neustadt a. O. erschienen kürzlich, von ihren Anwälten begleitet, zwei Landwirthe, von denen der eine den anderen „Du Schweinigel!“ titulirt hatte. Es gelang dem Richter, einen Vergleich herbeizuführen, und der Beklagte erklärte sich bereit, alle Kosten seines Gegners zu übernehmen. Als er jedoch erfuhr, daß diese einschließlich der Ausgaben des von Koburg herübergekommenen Anwalts 57 Mark ausmachten, meinte er resignirt: „Ja, jetzt, wo die Säue so theuer sind, wundere ich mich nicht mehr, daß ein Schweinigel auf 57 Mark kommt!“